

dtv

Mordechai de Paauw ist allein. Seine Geliebte hat sich das Leben genommen. Die Liebe seiner Frau und seiner Töchter hat er verloren, ebenso wie die Hoffnung, dass sein Sohn seine Nachfolge in Würde antreten könne. Siebenundneunzigjährig und gefesselt an sein Sterbebett, blickt er auf sein Leben zurück: desillusioniert, überheblich, hilflos. Ende eines Titans. Als Mordechai, Erbe eines Fleische-reibetriebs, und die wissenschaftlichen Mitarbeiter seiner neugegründeten Pharma-Firma in den dreißiger Jahren auf die Idee kamen, Testosteron aus Stierhoden zu gewinnen, war das genial. Dieser pharmazeutischen Fabrik »Farma-com« wird es nach dem Zweiten Weltkrieg als erste gelingen, Hormone zu standardisieren und später weltweit »die Pille« zu vertreiben. Motke, wie er genannt wird, war charismatisch, einfallsreich, ehrgeizig, tatkräftig – und er setzte die Menschen eines ganzen Ortes ins Brot. Doch sein gesamtes Wirken zeigt, wie untrennbar ungezügelter Kapitalismus mit Ruchlosigkeit verbunden ist. Auf wahren Begebenheiten fußend und sorgsam recherchiert, verknüpft Saskia Goldschmidt das Psychogramm eines Megalomanen und die Geschichte einer Familie mit Fragen wissenschaftlicher Integrität und wirtschaftlicher Prosperität. Ein Szenario, das ebenso bestürzend ist, wie es zum Nachdenken herausfordert.

Saskia Goldschmidt, geboren 1954 in Amsterdam, studierte an der Kunsthochschule Utrecht; sie ist Schriftstellerin und Schauspielerin. »Die Glücksfabrik« ist ihre vielbeachtete zweite Veröffentlichung nach der Familienbiographie »Um jeden Preis glücklich«.

Saskia Goldschmidt

Die Glücksfabrik

Roman

Aus dem Niederländischen
von Andreas Ecke

Mit einem Nachwort der Autorin

dtv

Der Verlag dankt der Niederländischen Literaturstiftung
für die Förderung der Übersetzung.

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Die niederländische Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel ›De hormoonfabriek‹
bei Uitgeverij Cossee, Amsterdam 2012.
© 2012 Saskia Goldschmidt
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2014 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Für das Nachwort:
© Saskia Goldschmidt, 2014, dt. von Sylvia Spatz
Umschlagfoto: Nationaal Archief/ Spaarnestad Photo
Gesetzt aus der Janson Text
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14472-8

*Do not go gentle into that good night,
Old age should burn and rave at close of day;
Rage, rage against the dying of the light.*

Dylan Thomas

Jeden Tag versinke ich tiefer in dem Trübsinn, der mir allzu oft das Leben vergällt hat. Ich kenne sie gut, die Tage, an denen man das Gefühl hat, mit den Füßen in schwerem, schmutzigem Schlamm festzustecken, so dass jede Bewegung zu anstrengend ist. Die Stunden, die man reglos auf dem Bett verbringt, gefangen in einer Kapsel aus Freudlosigkeit. Von dort aus kann man die Welt betrachten: die Sonne, die wie selbstverständlich aufgeht, als wäre ihr Licht von größter Bedeutung. Mizie, die mit ihrem tristen Lächeln das Zimmer betritt. Die Hektik der Menschen draußen, die hin und her hetzen, als würde die Welt durch ihr Handeln auch nur im Geringsten besser oder schlechter. Ja, diese Illusion hatte auch ich, jahrzehntelang. Ach, wie sehr war ich davon überzeugt, dass es auf mich ankam, dass ich mit meinen Fähigkeiten, meinem Durchsetzungsvermögen, meiner Intelligenz diese Welt zu einem besseren Ort machen würde. Und ich habe meinen Fußabdruck hinterlassen, das ja. Aber ob der Welt damit geholfen ist? Vom Regen in die Traufe, weiter bringen wir es nicht, niemand von uns.

Früher wusste ich sogar an den düstersten meiner tristen Tage, dass ich aus der Kapsel wieder in die Welt zurückkehren würde, um am Kampf teilzunehmen. Und ich kämpfte nicht schlecht, ich gehörte zu den Gewinnern. Seit Darwin

wissen wir: Es heißt fressen oder gefressen werden. Ich war einer der Aktiven. Letztlich hat mich aber all meine Aktivität nur zu der einen Erkenntnis gebracht: dass nichts von Bedeutung ist. Ob man Gewinner oder Verlierer ist, Täter oder Opfer – es ist schnurzegal.

Jetzt weiß ich, dass ich aus dieser Kapsel nie mehr herauskommen werde. Dies ist das Ende, das gottverdammte letzte Kapitel. Und wie ich mich danach sehne, dem ganzen Tohuwabohu den Rücken zu kehren, meinen letzten Atemzug zu tun. Wäre doch schon Schluss, es ist längst höchste Zeit!

Doch der Tod ist hartherzig und bevorzugt saftige Bissen. Den jugendlichen Angeber, der mit seinem Moped gegen einen Lastwagen knallt, die fette Schnecke in ihrem Automatik-Kleinwagen, der mitten auf dem Bahnübergang schlappmacht. Und erst nachdem sie freudig ihre Brut in die Welt gesetzt und die Schmerzen der Geburt überstanden haben, wird den jungen Müttern klar, welch ein Häuflein Verletzlichkeit sie in dieses Dasein zwingen. In der Blüte des Lebens, so hat er seine Beute am liebsten.

Zähes Fleisch dagegen, einen alten, erloschenen Mann wie mich, lässt er lieber liegen. So nimmt das Kriechen kein Ende.

Da ich noch im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte bin, entgeht mir kein Detail des körperlichen Verfalls, ein schlechter Witz. Dieser verdammte Leib, Sklave unberechenbarer Triebe. Eine Funktion nach der anderen fällt aus, wie bei einer Ratte, an der man die Wirkung irgend-einer Substanz testet, bis das Tier nur noch japsend in seinem Käfig liegt. Die Schmerzen werden stärker, und immer seltener erlöst mich der Schlaf.

Ezra hat sich erwischen lassen, der Trottel. Mizie versuchte es vor mir geheim zu halten, aber das junge Ding, das ihr bei den Peinlichkeiten meiner Pflege hilft, hat die Zeitung liegen lassen. In die Schlagzeilen hat er es geschafft, das dann doch. Mangel an Beherrschung im entscheidenden Augenblick. Der Junge hat nie Grenzen gekannt. Nicht in seinen Leidenschaften, nicht in seinem Machtstreben, seinem Ehrgeiz, seinen körperlichen Bedürfnissen. Hunger nach mehr, immer schon. Ob es um Nahrung geht, um Beachtung, Macht oder Sex, nie bekommt er genug. Diese Angst, übersehen und übergangen zu werden, war in ihm seit dem Moment, als seine Mutter ihm das Leben schenkte. Das Los eines Nachkömmlings. Von klein auf gezwungen, um Aufmerksamkeit zu kämpfen.

Die Gier, mit der sich dieses Kind an der Mutterbrust festsaugte, habe ich bei keinem der anderen gesehen. Vom ersten Augenblick an hat er sie regelrecht ausgehöhlt. Wie rabiat das Würmchen trank, als wäre es entschlossen, noch den letzten Tropfen aus seiner Mutter zu saugen. Gewimmert hat sie, der zahnlose Mund eignete sich ihre Brustwarze an und wollte sie nicht mehr loslassen, nicht einmal, wenn Rivka vor Schmerzen schrie. Ein kleines Ungeheuer war er, unser Benjamin. Und Rivka, die ihre anderen Kinder mit großem Vergnügen gestillt hatte, war mit ihm schnell fertig. Er zehrte ihre Gemütsruhe auf, dieses Kind kostete sie zu viel Herzblut. Ich ertappte sie, als ich einmal unerwartet nach Hause kam. Da saß sie, die Flasche in der Hand, mit dem rebellierenden Ezra. Das Kind war rot vom

Plärren und grapschte nach ihrer Brust, die sie hinter ihrem riesigen Büstenhalter und einer schwarzen Spitzenbluse in Sicherheit gebracht hatte. Auch Rivkas Kopf war gerötet, sie hielt Ezra mit eisernem Griff fest und schob ihm den weichen Gummisauger der Flasche in den kleinen Mund, doch er spuckte ihn angewidert wieder aus. Geschmack hatte er immer schon, mein Jüngster. Als Rivka mich sah, brach sie in Tränen aus.

»Mordechai, dieses Kind, dieses Kuckucksei ... ich habe es versucht. Ich kann es nicht. Die vier Mädchen habe ich alle mit Liebe gestillt. Aber dieses Teufelskind will ich nicht mehr, sieh zu, was du mit ihm anfängst.«

Sie warf die Flasche mitten ins Zimmer, reichte mir das kreischende Kind, stand auf und ging weinend hinaus. Ich war nach Hause gekommen, um mich umzuziehen, ich musste noch am gleichen Tag nach London zu einer wichtigen Konferenz, bei der es um die Sicherung unserer Interessen im Ausland ging, wir hatten Februar 1939. Es würden lange Verhandlungen werden, zweifellos mit einem frivolen Dinner zum Abschluss, um den Erfolg zu feiern. Denn wenn ich verhandele, dann so lange, bis ein befriedigendes Ergebnis auf dem Tisch liegt, vorher höre ich nicht auf.

Ich brachte das Kind ins Büro, wir wohnten neben dem Fabrikgelände, und trug Agnes auf, Alie Mosterd zu holen. Ich wusste, dass Alie einen Nachkömmling stillte. Sie arbeitete in der Packabteilung, und weil in der Familienkasse ständig Ebbe herrschte, war ihr ein Zubrot bestimmt willkommen. Die Sache war schnell geregelt. Alie wollte das Kind stillen, für fünf Gulden im Monat und ein vitamin- und mineralreiches Lebensmittelpaket wöchentlich. Und natürlich Gratis-Vitamintabletten für die ganze Familie.

Fünf Gulden, ein enormer Betrag, damals kostete mich ein Liter Pferde-Urin nur viereinhalb Cent, aber gut, damit konnte man kein Baby ernähren, und Probleme sind dazu da, gelöst zu werden. Wenn sich irgendjemand ein Zubrot verdient hatte, dann war das Alie. Eine liebe Person, gesund, rauchte nicht, trank nicht, immer pünktlich, hatte schon als junges Mädchen bei uns angefangen. Sah inzwischen ein bisschen abgehärmt aus. Ihr Ehemann arbeitete in unserem Lager und war zuverlässig, ein einfacher Mann, aber anständig. Ezra würde bei ihr in guten Händen sein. Wir vereinbarten, dass sie den Jungen von nun an fünfmal täglich bei uns stillen sollte. Dann hatte Rivka wieder Ruhe. Ich musste schließlich auch an die Mädchen denken. Von einer überreizten Mutter hatten sie nichts und ich nichts von einer Frau, die nur noch weinte. In ein paar Monaten würden wir weitersehen, wenn das Kind feste Nahrung zu sich nehmen konnte. Ich bat Agnes, Rivka von diesen Abmachungen zu unterrichten, sobald sie sich wieder ein wenig beruhigt hatte. Dann zog ich mich in Windeseile um und erreichte den Flughafen gerade noch rechtzeitig für den Flug nach London. Schnelles Handeln, das war immer meine Stärke.

Ja, ich bin die Schnelligkeit selbst, im Gegensatz zu meinem Zwillingsbruder Aron. Er war die Langsamkeit in Person. Kam nie über den ersten Gang hinaus, während ich in null Komma nichts in den sechsten geschaltet habe. Tempo machen, das ist im Leben das Entscheidende. Mein Bruder konnte das einfach nicht. Ob es ums Lernen ging, um Frauen oder um das nackte Überleben, nie reagierte er schnell genug. Wenn früher, in unserer Kindheit, eine Horde katholisches Pack hinter uns her war, fing ich an zu rennen, Aron dagegen blieb stehen, angststarr wie ein Kaninchen im Scheinwerferlicht. Unzählige Male habe ich ihn aus den Klauen seiner christlichen Peiniger befreien müssen. Nur beim letzten Mal, viele Jahre später, ist es mir nicht gelungen. Ich hätte es gekonnt, wäre er nur nicht so verdammt stur gewesen. Dieses übertrieben humane Empfinden, gegen das kein Überlebensinstinkt ankam. Ich habe ein weites Gewissen, Arons enge Moral hat ihn geradewegs in den Abgrund befördert. Als wären wir nicht Tiere, die fressen müssen, weil sie sonst gefressen werden. Von den Toten soll man nur gut sprechen, aber Aron war ein Verlierer, sein ganzes kurzes Leben lang.

Ich habe mich rückhaltlos in den mörderischen Konkurrenzkampf gestürzt. Was für eine wunderbare Zeit, als wir am laufenden Band Entdeckungen machten. Ein unglaublich spannender, unablässiger Kampf. Der Schnellste sein, der Konkurrenz zuvorkommen, jeden Tag aufs Neue die Besten in der Welt auszustechen versuchen. Und wir waren verdammt gut.

Ohne Übertreibung darf ich sagen: In diesem Land der Hosenscheißer, diesem Sumpf engstirniger Geister, in dem man Träume verachtet, habe ich als einer der Ersten erkannt, dass die Wirtschaft die Wissenschaft braucht und umgekehrt. Einen florierenden Schlachtbetrieb und eine Fleischwarenfabrik zu leiten ist das eine, auch dafür braucht es Kompetenz und kaufmännischen Instinkt. Doch um weiterzukommen, muss man den Mut haben, zu denken und zu träumen. Mein Vater hat mich und Aron von der Schule genommen und in die Firma gezwungen, ich bekam nicht die Chance zu studieren, und das hat mich immer furchtbar wütend gemacht. Mein Gott, wie gern hätte ich studiert, Chemie natürlich, das großartigste aller Fächer. Etwas Schöneres, als einen chemischen Stoff zu analysieren und zu isolieren, durch Synthese neue Verbindungen oder Stoffe herzustellen und die Rätsel der Natur zu lösen – etwas Schöneres gibt es nicht. Einen Beitrag zur Beherrschung der Materie durch den Menschen erbringen zu dürfen, das war mein großer Ehrgeiz, als ich ein junger Mann war. Aber es war mir nicht vergönnt. Ich musste in die Firma eintreten.

»Du bist ein de Paauw«, sagte mein Vater, »und die haben mit Labor-Unfug nichts zu schaffen. Vom Kopf kann man nicht leben, damit ist kein roter Heller zu verdienen, außer man macht Presskopf daraus oder verarbeitet ihn zu Wurst. Schlachten, Fleisch produzieren, das liegt uns im Blut, wir haben nie etwas anderes getan, und mehr dürfen wir auch nicht wollen. Es gibt in diesem Teil des Landes keine Fleischwarenfabrik mit besserem Ruf.«

Ich bin kein Schlappschwanz, aber gegen meinen Vater konnte ich nie ankommen. Wie die meisten hatte ich Angst

vor ihm. Aron zitterte, wenn er zu ihm gerufen wurde. Er stotterte dann; mein Vater hat ihn deshalb nie respektiert, wie er mich schließlich respektierte. Aron in die Firma zu stecken war ein Witz. So sanftmütig und einfühlsam war mein Bruder, dass er jedes Geschäft verpfuschte. Aber Vater enttäuschen, das wollte und konnte er nicht, und so blieb er für uns ein Klotz am Bein, obwohl er sich in der Firma nicht einen einzigen Tag wohlgeföhlt hat. Sein Leben lang für andere gelebt und immer getan, was man von ihm erwartete, loyal gegenüber der ganzen Menschheit. Und in dem Moment, als er endlich frei war, etwas ganz anderes zu tun, zertreten von den Stiefeln des Abschaums. Ich weiß nicht, warum mein Bruder immer wieder in meiner Erinnerung auftaucht. Jahrelang habe ich keinen Gedanken an ihn verschwendet. Das war auch besser. Es ist wertlos, an Unwiderföhliches zurückzudenken. Geschehen ist geschehen, gegen die Launen des Todes ist kein Kraut gewachsen.

In den Jahren, als wir bei meinem Vater in die Lehre gingen, habe ich mich zurückgehalten. Scheinbar so gehorsam wie Aron. Dabei beobachtete ich jedoch alles sehr genau, innerhalb wie außerhalb der Firma, denn ein in Routine erstarrtes Unternehmen verpasst den Anschluss. Nabelschau hat noch keine Firma weitergebracht. Um erfolgreich zu sein, muss man den Mut haben, Grenzen zu überschreiten, zu träumen. Risiken einzugehen, jawohl, ohne Risiken erreicht man gar nichts.

Gleich nach dem Tod meines Vaters, als ich, mit siebenundzwanzig, Generaldirektor wurde und Aron – welcher ein Hohn – mein Stellvertreter, habe ich die Initiative ergriffen.

Es war Anfang der Zwanzigerjahre, und wir verarbeiteten zweitausend Schweine und dreihundertfünfzig Rinder pro Tag. Wir produzierten Würste, Schinken, Räucherfleisch und für den englischen Markt Frühstücksspeck. Blut- und Knochenmehl diente als Grundstoff für Dünger, wir hatten eine Schmalzsiederei und eine Raffinerie für Öle und Fette, nicht zu vergessen die Seifenfabrik. Die Borstenhaare der Schweine verarbeiteten wir zu Bürsten. So machten wir tote Tiere zu Geld. Alles wurde verwertet. Bis auf ein paar Organe, mit denen einfach nichts anzufangen war. Anders als bei sämtlichen anderen Bestandteilen war nicht ersichtlich, wozu diese seltsam geformten Glibberdinger gut sein sollten, die jedes Tier in sich hatte. Welchen Zweck erfüllten sie? Ich habe von Darwin gelernt, dass alles einen Daseinszweck haben muss, sonst wäre es längst untergegangen. Aber mit solchen Gedanken macht man sich in der katholischen Gegend, in der wir wohnten, nicht beliebt. »Der liebe Gott hat schließlich nichts Überflüssiges geschaffen«, erklärte ich manchmal, um meine Neugier, das Geheimnis bestimmter Organe betreffend, zu rechtfertigen.

Die Entdeckungen der Pharmazie bestätigten meine Vermutungen. In Kanada hatten ein Arzt und ein Physiologe – nicht einmal ein erfahrener Wissenschaftler, nein, ein Student – aus der Bauchspeicheldrüse einen Stoff extrahiert, mit dem der oft zu Koma und Tod führende Diabetes behandelt werden konnte: das Insulin. Aus der Bauchspeicheldrüse, einem Organ, das bei uns in rauen Mengen auf dem Abfallhaufen landete! Eine epochemachende Entdeckung. Als ich davon erfuhr, ging ich hinaus und starrte lange auf den gigantischen Berg von Organabfällen auf unserem Gelände. In dieser stinkenden Masse waren also ungeahnte

Schätze verborgen, wie Kupfer in Gesteinsschichten tief unter der Erdoberfläche oder Gold im Schlamm eines Flusses. Ich war davon überzeugt, dass in den ranzigen Resten dort vor mir eine goldene Zukunft lag. Es musste uns nur gelingen, früher als die vielen anderen Jäger in aller Welt den wertvollen Inhalten der verschiedenen Organe auf die Spur zu kommen. Vor dem Berg von Fleischabfällen verfluchte ich die Kurzsichtigkeit meines Vaters, der mich daran gehindert hatte, den vielgestaltigen Weichteilen selbst ihre Geheimnisse zu entlocken.

Wir durften keine Zeit verlieren, und ich, Mordechai de Paauw, für Freunde Motke, war fest entschlossen, den Wettlauf zu gewinnen. Ich war dazu auserwählt, dessen war ich mir sicher.

Ich brauchte einen Helfer, einen Wissenschaftler, einen Mann mit Ehrgeiz und Kampfgeist, der bereit war, mit uns zusammenzuarbeiten und sich im Namen der De-Paauw-Schlacht- und Fleischbetriebe in die Forschung zu stürzen.

Und ich habe ihn schnell gefunden. Selbstverständlich nicht bei uns auf dem Land, in dieser grässlich rückständigen Gegend voller Habenichtse und Kleinbauern. Nicht in dem Verbrechernes, in das die Geschichte mit ihrer Vorliebe für schlechte Scherze unsere Mischpoche verpflanzt hatte. Denn wir wohnten in der kriminellsten Stadt des Landes, eine schlimmere Räuberhöhle gab es nicht. Dort war natürlich kein begabter Wissenschaftler zu finden, erst recht nicht der kreative, unabhängige Geist, den ich brauchte.

Der Mann, mit dem ich unsere neue Firma geschaffen habe – später das erste multinationale Unternehmen dieser kühlen Kleingeisternation –, wohnte in Amsterdam. Ein preußischer Kosmopolit, was ja ein Widerspruch in sich zu

sein scheint, aber so kompliziert ist die Wirklichkeit eben manchmal. Mir an Intelligenz mindestens ebenbürtig, vielleicht sogar überlegen. Ich bin praktisch veranlagt, kreativ und willensstark. Dieser Professor besaß die gleichen Eigenschaften und war außerdem rechtschaffen, vertrauenswürdig, dominant und als Einziger in diesem Land fähig, meine Träume Wirklichkeit werden zu lassen. Sein Name war Rafael Levine.

4

Levine war Realist und Idealist zugleich. Als Geschäftsmann kann man sich Idealismus nicht leisten, aber er als Wissenschaftler hatte es mit dieser Kombination von Eigenschaften weit gebracht. In Deutschland hatte er keine seinen Fähigkeiten entsprechende Anstellung gefunden, weil er Jude war. Deutschland hat die großartigsten Musiker, Schriftsteller und Wissenschaftler hervorgebracht, es wurde unser wichtigster Absatzmarkt, und doch, instinktiv habe ich Angehörigen dieses Volkes immer misstraut, so kultiviert sie sich auch geben mochten. Dass Rafael Jude war, machte zwar einen großen Unterschied, trotzdem war ich auf der Hut. Als hätte ich schon viele Jahre vor der Katastrophe gespürt, dass man diesen Deutschen mit großer Vorsicht begegnen muss. Einem Volk, das dann tatsächlich bereit war, als hirnlose Masse dem größten Verbrecher der Geschichte hinterherzulaufen.

Levine verführte mich mit seiner Intelligenz, seinem Verantwortungsgefühl, seinem kaum zu bändigenden Arbeits-eifer und seinem Verständnis für kommerzielle Belange. Er war promovierter Mediziner, seit 1912 an einer Universität im Norden unseres Landes tätig, ein Professor, der sich beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs verpflichtet gefühlt hatte, seinem Vaterland zu dienen. Ein Mann von Ehre. Und so war er freiwillig als Sanitätsoffizier ins Kaiserliche Heer eingetreten. Für seine Verdienste wurde ihm das Eiserne Kreuz zweiter Klasse verliehen. Anfang der Zwanzigerjahre wurde er zum ersten Professor für Pharmakologie an der Universität von Amsterdam ernannt, wo er ein eigenes Forschungsinstitut erhielt.

Im Frühjahr 1923 aßen Levine, ich und mein Bruder Aron, der wie gewöhnlich das fünfte Rad am Wagen war, in der Amsterdamer Innenstadt zu Abend. Im Hotel Die Port van Cleve, benannt nach einem Ort in der deutschen Provinz. Schon mit der Wahl des Restaurants bewies Levine seine enge Verbundenheit mit dem Heimatland, das seine Brillanz nicht zu schätzen gewusst hatte.

Levine sprach das Niederländische so schlecht, dass jeder ihn inständig bat, sich lieber seiner Muttersprache zu bedienen, denn man wurde aus seinen Sätzen nicht schlau. Er war ein stattlicher Mann, fast schon mittleren Alters, und von beeindruckendem, aristokratischem Äußeren. Sein schwarzes Haar, in dem noch erstaunlich wenig Grau schimmerte, lichtete sich an der Stirn. Die dunklen Augen hinter den runden Brillengläsern blickten durchdringend. Die Oberlippe zierte ein modisches Bärtchen; zehn Jahre später bekamen solche Bärte dank des Unholds, der unser aller Leben so einschneidend verändern sollte, eine schlechte

Presse. Ich begegnete Levine mit gesundem Misstrauen. Ja, dieser verdammte Akzent, unverständliche Satzkonstruktionen, Germanismen noch und noch, aber Gott sei Dank wenigstens Humor. Während der Vorspeise, Heringssalat mit Roten Beten, bohrte er den Finger in die älteste, die einzige Wunde meines damals noch jungen Lebens, indem er mit seiner Karriere prahlte. Dass ich die Oberschule nur bis zum fünfzehnten Lebensjahr besucht hatte, war mein schwacher Punkt, den er präzise traf.

»Ich habe eine ehrenvolle Aufgabe«, sagte er, »nichts Schöneres, als der erste Professor für Pharmakologie in dieser wundervollen Stadt sein zu dürfen.«

Die Worte schnitten mir ins Herz. Ich war noch ein Grünschnabel und durfte mich nur deshalb Direktor nennen, weil mein Vater unerwartet den Löffel abgegeben hatte. Ich konnte keine nennenswerten Leistungen vorweisen und empfand meine Jugend als Makel; vor dieser Intelligenzbestie, die mir ungeniert ihre Gelehrtheit unter die Nase rieb, schrumpfte ich zu einem unreifen kleinen Provinzkaufmann. Aron nahm einen Schluck Wein und schaute mich an, er spürte immer, wenn mich etwas verletzte.

Als Levine von der Entdeckung des Insulins durch die verflixten Kanadier sprach, konnte ich den Neid heraus hören. Wie gern hätte er selbst diesen Erfolg verbucht. Während uns der Kellner die Platte mit Blutwurst, Rillettes aus geschmorten Spanferkelrippchen mit Schwarzwurzelrahm, Topinamburtörtchen und Winterspinat servierte, erklärte Levine voller Leidenschaft, er halte sich für fähig, als Erster Insulin in industriellem Maßstab herzustellen.

»Das Rezept habe ich in die Hände bekommen«, sagte er, und ein triumphierendes Lächeln ging über sein Gesicht.

»Ich könnte der Erste auf der Welt sein, dem es gelingt, das Mittel zu standardisieren. Insulin aus einer Bauchspeicheldrüse zu isolieren ist das eine. Aber erst die Standardisierung macht es möglich, es als Arzneistoff einzusetzen und damit Leben zu retten. Nur dann lässt es sich industriell produzieren. Wenn mir das gelingt, müsste ich mir die Herstellungs- und Vertriebsrechte für die Niederlande, nein, für ganz Europa sichern können.«

Damit hatte er mich gewonnen, er war genau der Mann, den ich brauchte. Er setzte seinen Monolog fort, und ich sog alles begierig ein.

»Nur fehlen mir an der Universität die Voraussetzungen für gründliche Forschung. Ich habe zwar ein Institut, aber dort mangelt es an allem. Das Labor ist nicht gut ausgestattet, die Instrumente veraltet, ich habe auch nicht die besten Chemiker und Pharmakologen, und die bräuchte ich. Wir konkurrieren mit den weltbesten Wissenschaftlern, es ist ein Rennen gegen die Zeit, das man nur mit erstklassigen Leuten an einem erstklassigen Institut gewinnen kann.«

Levine schaute mich ernst an, während Aron den Kellner beobachtete, der ihm nachschenkte. Er hatte nicht viel übrig für Leute, die sehr von sich überzeugt sind. Ich schon. Es wurde Zeit, auf mein Angebot zu sprechen zu kommen.

»Professor Levine«, sagte ich, »Sie sind mir im Lebensalter wie an Erfahrung voraus, und doch: Wenn ich Ihnen zuhöre, kommt es mir so vor, als würden meine eigenen Gedanken ausgesprochen. Wir sind für eine erfolgreiche Zusammenarbeit geradezu prädestiniert. Ich kann Ihnen das Institut geben, das Sie sich wünschen. Ein Labor, Geldmittel für Personal und Forschung und so viel Organfleisch, wie Sie nur wollen. Sie haben freie Hand, wenn Sie mir ver-